

¶

Peter Merseburger

RUDOLF AUGSTEIN

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Pantheon

Das Buch erschien zuerst 2007
unter dem Titel „Rudolf Augstein. Biographie“
bei der Deutschen Verlags-Anstalt, München.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. 5G5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Erste Auflage
Januar 2009

Copyright © 2007 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat: Ulrich Volz, Stuttgart
Gestaltung und Satz: DVA/Brigitte Müller
Gesetzt aus der Minion
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2008
ISBN: 978-3-570-55078-6

www.pantheon-verlag.de

INHALT

- 7 Vorwort
- 13 WÖLFLING UND HALLELUJA-PFIFF
Kindheit in der hannoverschen Diaspora
- 39 AUS DEM „KONZERTSAAL DES KANONIERS“
Erste journalistische Gehversuche im Krieg
- 65 DIE LAUNE DES BRITISCHEN MAJORS
Diese Woche als Vorläufer des *Spiegel*
- 81 EHRFURCHTSVERWEIGERUNG ALS PROGRAMM
Wie der frühe *Spiegel* zu sich selber findet
- 129 *Bildteil*
- 170 JENS DANIEL
Der Nationale und der Liberale
- 213 EIN „ABGRUND VON LANDESVERRAT“
Adenauer, Strauß und die *Spiegel*-Affäre
- 273 *Bildteil*
- 290 FÜR FESTE BEZIEHUNGEN UNGEENIGNET
Persönliche und publizistische Ausbruchsversuche
- 344 AUF GELBEN SEITEN FÜR EINE NEUE POLITIK
Freundschaft mit dem „Treibsatz“ der FDP

- 368 VON JESUS ÜBER FRIEDRICH BIS HITLER
Der Amateurchistoriker als Aufklärer
- 397 MIT DEM ZEITGEIST EIN RUCK NACH LINKS
Der halbe *Spiegel* als Geschenk für die Mitarbeiter
- 417 *Bildteil*
- 446 GEGNER JEDER *POLITICAL CORRECTNESS*
Antisemit, Feind Frankreichs und
Fremdkörper im eigenen Blatt?
- 493 LETZTER KAMPF
Sorge um das Lebenswerk?
- 545 Dank
- 548 Literatur
- 551 Register
- 560 Bildnachweis

VORWORT

Am Ende war er eine Ikone, zwei Jahre vor seinem Tod zum „World Press Freedom Hero“ und zum „Journalisten des Jahrhunderts“ gewählt. Wie kein anderer der schreibenden Zunft hat Rudolf Augstein den Deutschen nach dem Krieg seinen Stempel aufgedrückt. Die Bundesrepublik wäre anders ohne ihn und seinen *Spiegel*. Er war ein gnadenloser Realist, eine Grundeinstellung, die im Lebensgefühl jener Frontgeneration wurzelt, der er angehörte – die sich missbraucht und verheizt fühlte und, die dröhnenden Propagandalügen des NS-Systems noch im Ohr, nach dem Krieg nicht nur „Dies nie wieder!“ schwor, sondern seither jedem großen Wort misstraute. So wurde der *Spiegel*, entstanden aus der Laune eines exzentrischen britischen Panzermajors inmitten der Hannoverschen Trümmerwüste, durch Rudolf Augstein und seine jungen, aus dem Krieg heimgekehrten Redakteure zu einem allwöchentlich erscheinenden Institut der Respektlosigkeit, das nicht nur die neuen demokratischen Obrigkeiten, sondern auch die Besatzungsmächte schonungslos kritisierte. Er wurde zu einer Volkshochschule der Ehrfurchtverweigerung und Skepsis gegenüber aller Autorität, zu einem Blatt des Widerspruchs und des Infragestellens, ohne die demokratischer Diskurs nicht zu denken ist. Und selbst noch Verächter des *Spiegel* nannten ihn Ende der achtziger Jahre eine mächtige Institution, die zum bundesdeutschen Fundament gehört – als stärkster Gegenpol zur Politik der Apparate im Parteien- und Verbändestaat.

Eine Biographie Rudolf Augsteins und die Entwicklung der Bundesrepublik lassen sich so schwer trennen wie Augstein und die Geschichte des *Spiegel*. Augstein war „Mr. Spiegel“,

und ohne Augstein tut sich, wie die Leser heute spüren, sein Geschöpf, eben der *Spiegel*, nicht ganz leicht – auch wenn die Auflage stimmt. Das Blatt lebt in Vielem von seinem Ruf, und dem gerecht zu werden, ist schwer, zumal er das Monopol auf investigativen Journalismus nicht mehr hat, seit konkurrierende Wochenblätter und selbst Tageszeitungen sich ebenfalls im Enthüllen üben.

Was in den Jahren des Neuanfangs möglich war, heute würde man es in Alices Wunderreich verweisen: dass ein 23-jähriger Kriegsabiturient, ausgerüstet nur mit der soliden Bildung Hannoverscher Gymnasien, mit Ostfronterfahrung als Artillerist und zwei Jahren als Volontär und Redakteur, zum Chefredakteur berufen wird und man ihm – mit der Lizenz – ein Drittel der Zeitschrift, die er führen soll, praktisch auch schenkt (und das er bald zur Hälfte aufzustocken versteht). Launen, Zufälle und viel, viel Glück stehen also am Anfang der Karriere des demobilisierten Reserveleutnants. Aber er weiß die Gunst der Stunde zu nutzen, macht mit Gespür für Themen, rasiermesserscharfer Intelligenz und analytischem Scharfblick den *Spiegel* aus bescheidensten Anfängen zum größten deutschen und europäischen Nachrichtenmagazin. Jene Respektlosigkeit, die anfangs Konflikte mit den britischen Zensoren bringt, sichert Augstein treue Leser, vor allem das Überleben in den kritischen Monaten nach der Währungsreform.

Bald deckt sein *Spiegel* Korruption auf, wo er sie findet. Die antiautoritäre Grundtendenz, sein Eintreten für Sauberkeit in Regierung und Verwaltung, sein Kampf für Liberalität und Rechtsstaat machen ihn zum „Sturmgeschütz der Demokratie“, wie er sich gern und etwas selbstzufrieden nennt. Doch in diese Rolle hineinzufinden dauert, denn niemand hat diese jungen Redakteure, die in der NS-Diktatur aufgewachsen sind, Demokratie oder Toleranz gelehrt – auch Rudolf Augstein nicht. So ist der frühe *Spiegel*, wie könnte es auch anders sein, ein Stück Mentalitätsgeschichte der jungen Bundesrepublik – er spiegelt

jenen schwierigen Lernprozess wider, den die Westdeutschen durchmachen, um am Ende doch zu überzeugten und guten Demokraten zu werden. Aber der *Spiegel* wäre nicht zu dem geworden, was er ist, hätte Augstein sich nicht früh große Gegner gesucht und an ihnen Maß genommen. Er ist ein Mann, der Feindbilder braucht und im Kampf gegen sie zu eigener Größe findet.

Politisch ernst genommen wird sein *Spiegel* erst, als er persönlich unter dem Pseudonym *Jens Daniel* gegen Konrad Adenauer erbittert und leidenschaftlich zu Felde zieht – gegen die Westintegration und für die Wiedervereinigung, die er durch die Westverträge in bald unerreichbare Ferne rücken sieht. Durch und durch national- und deutschzentriert, wird Augstein zum schärfsten intellektuellen Widerpart des Gründungskanzlers, und sein Kampf gegen Franz Josef Strauß, der die Bundeswehr mit Atomwaffen ausrüsten will, ist inzwischen legendär: Über Jahre führen Jens Daniel und der *Spiegel* eine publizistische Kampagne ohnegleichen, in der ihnen praktisch alle Mittel recht sind – ein Vernichtungsfeldzug, der freilich nicht denkbar ist ohne die Blößen, die das bayrisch-barocke Mannsbild Strauß ihnen zuhauf bietet.

Das Duell zwischen Augstein und dem Verteidigungsminister gipfelt 1962 schließlich in der *Spiegel*-Affäre, der schwersten innenpolitischen Krise seit Bestehen der Bundesrepublik, während der die Zukunft des Magazins buchstäblich auf Messers Schneide steht und die zur Zäsur in der Entwicklung der jungen deutschen Demokratie werden soll. Dass die Polizei in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Räume des Magazins im Hamburger Pressehaus besetzt, dass Augstein und führende Mitarbeiter unter dem Vorwurf des Landesverrats verhaftet werden, führt zu einem Aufschrei der Öffentlichkeit, den so niemand, am wenigstens Augstein und die *Spiegel*-Leute selbst, erwartet hatte. Der des Verrats verdächtige *Spiegel*-Herausgeber wird zum Märtyrer der Pressefreiheit, für die Studenten

und Professoren auf die Straße gehen, und diese Reaktion auf das massive Vorgehen der Staatsgewalt läutet den Abschied vom deutschen Obrigkeitsstaat ein. So markiert die *Spiegel*-Affäre einen wichtigen Wendepunkt in der politischen Kultur der jungen Demokratie.

Weil Rudolf Augstein sein Blatt als Kampfinstrument zu nutzen weiß, steht es auch nicht immer in Opposition zu den Regierenden. Es rennt an gegen Adenauer und Strauß und den ganzen rheinisch-katholischen Muff der fünfziger Jahre und beschleunigt damit unzweifelhaft das Ende der Ära Adenauer. Danach aber paktiert es eindeutig mit der Regierung Brandt, plädiert mit Verve für deren Ostpolitik und macht Front gegen eine christdemokratische Opposition, die Brandt zu stürzen und die Öffnung nach Osten zu verhindern trachtet. Es ist ein Seitenwechsel, der Augsteins zutiefst nationaler Haltung entspricht: Wie kaum ein anderer bleibt er Vorkämpfer der deutschen Einheit und sieht, auch wenn die Grenzen zwischen den deutschen Staaten erst einmal festgeschrieben werden, darin doch die Chance zur Bewahrung der Nation. Und es ist diese Haltung, die ihn – wenn auch nur vorübergehend – an die Seite des von ihm bekämpften Helmut Kohl führt.

Für eine posthume Adenauer-Linke, welche die Einheit nicht will und von der sich etliche unter seinen Redakteuren finden, hat er so wenig Verständnis wie für Günter Grass, der behauptet, Auschwitz schließe einen deutschen Einheitsstaat aus. Es ist die Rückkehr des späten Augstein zur nationalen Grundhaltung des Adenauer-Antipoden Jens Daniel, die manche linken *Spiegel*-Freunde in der Zeit der Wende entsetzt fragen lässt, ob sie Augstein und seinen *Spiegel* denn „linker“ gelesen hätten, als beide in Wahrheit gewesen seien. Doch in Wahrheit ist dieser Augstein eben stets ein Nationaler und ein Liberaler und als solcher sich treu geblieben – als der vielleicht letzte echte Nationalliberale, den es in Deutschland gegeben hat. Zu jung, um von den Nazis korrumpiert zu werden, war er doch

alt genug, um zu sehen, was sie an Gräueln verübten und in welches Chaos sie Europa stürzten.

Es ist diese erlebte Geschichte, die ihn nie loslässt und dazu bringt, sich in zunehmenden Alter immer intensiver mit Hitler, dem Verderber Deutschlands, und mit seinen Helfern auseinanderzusetzen. Für ihn ist Hitler das größere der zwei Monster, die das zwanzigste Jahrhundert prägten – dem zweiten, Stalin, gibt er im Vergleich dazu mildere Noten, weil es weniger wahnhaft und rationaler gewesen sei.

In dem jungen, so unerhört wachen Augstein, der aus gut bürgerlich-katholischen, aber intellektuell beengten Verhältnissen kommt, sind anfangs viele Entfaltungsmöglichkeiten angelegt. Vielleicht wäre er Schriftsteller oder Dramatiker, vielleicht Historiker geworden, hätte es den exzentrischen britischen Major mit seinem Magazin-Spleen in Hannover nicht gegeben. Zeit seines Lebens zeigt er besonderes Interesse an Kunst und Theater, Oper und Literatur. Wie alle Intellektuellen lebt er von Einspruch und Widerspruch, stellt Bestehendes in Frage. Und so hält er innerlich auch Distanz zu seiner eigenen Schöpfung, dem *Spiegel*, vielleicht, weil er besser als alle Kritiker von außen um die inhärenten Schwächen des *Spiegel*-Journalismus weiß.

Vergebens sucht er immer wieder, dem goldenen Käfig, den er sich baute, zu entfliehen. Dem Intellektuellen, der Ruhm und Ehrfurcht nicht gelten lässt und so gern gegen Denkmäler pisst, ist die Lust, zu zerstören, nicht fremd. Dass sie bei Augstein, der doch erreichte, wovon so viele vergeblich träumen – Einfluss, Reichtum, Macht – am Ende in die Lust zur Selbstzerstörung umschlägt, gehört zu den Rätseln der großen, erstaunlichen Karriere eines melancholischen Zynikers, dem die Deutschen viel verdanken – vor allem die Erfahrung, dass das Recht auf die freie Meinung in einer Demokratie heilig bleiben muss.

WÖFLING UND HALLELUJA-PFIFF

Kindheit in der hannoverschen Diaspora

Er hat sich gern und oft als Zyniker bezeichnet – aber falls Zyniker Menschen sein sollten, die nach dem Sarg Ausschau halten, wenn sie Blumen sehen, dann gehörte Rudolf Augstein gewiss nicht zu ihnen. Er besaß, bei allem Ernst, auch eine fröhliche, heitere Seite, die er herauskehrte, wenn er, der Opern- und vor allem Wagnerfan, vor seinen Sekretärinnen plötzlich eine Arie schmetterte oder bei der Geburtstagsparty des Außenministers mit dem noch sangesfroheren Walter Scheel als Duo auftrat. „Auf der Mauer, auf der Lauer liegt 'ne kleine Wanze“ intonierten beide damals, sehr zum Verdruss des sozialdemokratischen Kanzlers, der gerade mit einer Abhöraffaire zu kämpfen hatte – einem innenpolitischen Skandal, an dem sich der *Spiegel* genüsslich weidete und an dem er sein investigatives Talent einmal mehr unter Beweis stellen konnte. Und wer den Zyniker als tragische Gestalt der Moderne versteht und Augstein als solche einordnen will, wird seinem vielschichtigen, meist ambivalenten, vielseitig begabten, verschmitzten, oft spielerisch-jungenhaften Naturell wahrlich nicht gerecht. Für seine Vorgesetzten im Arbeitsdienst und später bei der Artillerie war der Arbeitsmann, später der Gefreite Augstein ein idealer *maitre de plaisir*. Er, der als Primaner des Ratsgymnasiums in Hannover mit einem Freund um die Wette gedichtet hatte, wurde an der Front dazu kommandiert, Bierzeitungen mit mehr oder weniger holprigen Reimen zwecks aufheiternder Truppenbetreuung zu verfassen.

Wer und was ist ein Zyniker? Ein gescheiterter, verzweifelter Missionar, der sich von seinen einstmaligen hohen Idealen verabschiedet hat? Ein durch die böse Wirklichkeit gekränkter Romantiker? Einer, der überwiegend das Niederträchtige und

Gemeine, das Böse im Menschen sucht? Oder sieht der Zyniker, wie Oscar Wilde einmal meinte, die Dinge, wie sie sind und nicht so, wie sie sein sollten? Und wenn ja, tut er das – und da wären wir wohl Augsteins Wirken auf der Spur –, um einen nicht eben vorzüglichen Zustand durch Spott und Ironie zu bessern, vor allem aber, wie es der *Spiegel*-Chef selbst in Abwandlung eines Wortes von Lassalle später einmal sagen sollte: durch „Schreiben, was ist“? Auf dem Gipfel von publizistischer Macht und politischem Einfluss, im Jahr 1988, nennt der inzwischen 65-Jährige im Gespräch mit der Journalistin Beate Pinkerneil sich selbst einen „positiven Zyniker“, einen, der „nichts, aber auch gar nichts unbefragt lässt und der nichts, was er erkannt hat, unterdrückt“. Das, so Augstein, sei ein Zyniker, wie er ihn verstehe; wer in dieser Welt bestehen wolle, müsse wohl oder übel ein solcher Zyniker sein.

Über diesen bekennenden Zyniker schrieb die *Frankfurter Allgemeine* in ihrem Nachruf, er sei nicht nur der bedeutendste deutsche Journalist der Nachkriegszeit gewesen, sie nannte ihn, in befremdlicher Hypertrophie, auch den zeitweise „mächtigsten Mann im Staate“. Sein Geschöpf, den *Spiegel*, lobte das Blatt als ein „publizistisches Zentralmassiv“, und Mit-Herausgeber Frank Schirrmacher meinte gar, seine Generation habe zwar Schreiben und Lesen zur Zeit des Bundeskanzlers Willy Brandt gelernt, aber „alphabetisiert ... wurden wir, ob wir es wollten oder nicht, durch Augsteins *Spiegel*“. *De mortuis nihil nisi bene*, möchte man da in Erinnerung an manches anmerken, was das Zentralorgan deutsch-konservativer, oft betulicher Seriosität – Augstein: „Deutschlands weihnachtlichste Zeitung“ – zu Lebzeiten des *Spiegel*-Herausgebers über ihn und die Berichte seines Magazins geschrieben hatte.

Doch einen Karriereplan, der Rudolf Augstein aus den Niederungen eines Lokalfuilletons in Hannover zu solchen Höhen geführt hätte, gab es nicht. Auf seinem Weg an die Spitze des deutschen Journalismus hat vor allem der Zufall Pate gestan-

den – so sah er es selbst. Hinzuzufügen wäre: auch unerhörte Fortune, die ihn nie verlassen hat – selbst 1962/63 nicht, als er als vermeintlicher Landesverräter im Gefängnis saß und die Existenz seines Nachrichtenmagazins einige Wochen auf dem Spiel zu stehen schien.

Dabei wäre er eigentlich viel lieber Schriftsteller geworden oder Professor. Frühen Neigungen entsprechend wollte er Germanistik studieren, wie im Abiturzeugnis vermerkt, später hätte er zweifellos Geschichte, vor allem der Neuzeit, vorgezogen. Aber er, der weniger moralisch denn rechtlich Denkende, für den Rechtsbewusstsein und Gesetz und deren strikteste Beachtung durch Politiker unabdingbar waren – einmal tadelte er den Verteidigungsminister, weil dieser einem seiner Offiziere vor dem Bundesdisziplinarhof das Recht auf die Anhörung von Entlastungszeugen verweigerte –, dieser Rudolf Augstein hätte einer Familientradition folgen und ebenso gut Jurist werden können. Denn nicht nur sein älterer Bruder Josef, mit dem er für den *Spiegel* oft vor Gericht zog, auch ein Onkel in Berlin sind Rechtsanwälte, zwei seiner Schwäger Richter, und eines seiner vier Kinder entscheidet sich für den Anwaltsberuf.

Die bestimmenden Eindrücke der frühen Jugend sind durch das Erlebnis der Diaspora geprägt. Mit seinem Hang zur Überspitzung wird er 1987 in Tutzing sagen, er sei nicht im Deutschen Reich, nicht in der Weimarer Republik, überhaupt nicht in Deutschland, sondern in der Diaspora aufgewachsen – „keine Ortsbestimmung“ habe er „als Kind so oft gehört wie diese.“ Seine Familie war kurz vor dem Ersten Weltkrieg aus Bingen nach Hannover gezogen und brachte neben einer gewissen rheinischen Leichtigkeit, die bei dem glänzenden Unterhalter Rudolf Augstein immer wieder durchschimmern wird, auch ihren katholischen Glauben mit. Was in der rheinhessischen Heimat, in der die Augsteins hundertjährige Wurzeln haben, zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit zählte, eben dass man katholisch war und dass man den Glauben mit einer Art

heiterer Lässigkeit ausübte – im überwiegend protestantischen Hannover ist es die Ausnahme, und der Glaube wird hier sehr viel ernster praktiziert.

Die Statistik weist für Hannover im Jahr 1918 rund 53 000 Katholiken aus, etwa ein Sechstel aller Einwohner. Wie überall in der Diaspora ist das Bewusstsein, katholisch zu sein, hier stärker entwickelt, und dem entspricht ein engerer Zusammenhalt. Man sucht seine Lebensbezüge vorzugsweise im katholischen Milieu, meint der Historiker Hans-Georg Aschoff, der über die katholische Minderheit im Hannoverschen gearbeitet hat. Es gibt eine katholische Subkultur mit Vereinen für alles und jedes, vergleichbar jener der Sozialdemokratie im Kaiserreich und der Weimarer Republik – einen für die katholische Sportjugend, einen anderen für die katholischen Kaufleute, in dem Augsteins Vater Mitglied war, den Kolpingverein für die Arbeiter, nicht zuletzt den Katholischen Jungmännerverband mit seinen Sturm- und Jungscharen, die nach jedem Gruppenabend drei Ave Maria beteten: eines für das Jugendreich, eines für das Gottesreich, ein drittes für das Deutsche Reich. So berichtet der Band „75 Jahre Sankt Joseph Hannover“, herausgegeben von der Kirchengemeinde 1987.

Seit dem Ende des Kulturkampfes gaben sich die deutschen Katholiken, zumal die der Diaspora, besonders national, um sich und den Protestanten zu beweisen, dass sie nicht Deutsche zweiter Klasse seien. So berichtet die Broschüre der St.-Joseph-Gemeinde auch, dass Bischof Machens 1935 eine „Huldigungsfeier für Christus“, zu der sich 2000 katholische Jungmänner und Jungmädchen versammelt hatten, mit einem „begeistert aufgenommenen Heil auf Papst, Führer und Vaterland“ beschloss.

Es ist diese katholische Subkultur, in der Karl Rudolf Augstein in der Stadt an der Leine groß wird. Noch den Foxtrott wird er in der kleinen katholischen „Tanzstunde Agnes Henning“ üben und dort die Damenrede halten. Das Licht der Welt erblickt er

in der Hebammen-Lehranstalt Hannover am 5. November 1923 morgens um zweieinhalb Uhr als das sechste Kind seiner Mutter Gertrude Maria, geb. Staaden, und des Kaufmanns Friedrich Franz Maria Augstein. „Remember, remember the fifth of November“, wird er später gern an seinem Geburtstag sagen, denn vor 318 Jahren, am Guy-Fawkes-Day, dem *gunpowder plot* vom 5. November 1605 in London, wollten katholische Verschwörer das britische Parlament mit 36 Fass Pulver in die Luft sprengen. Noch heute wird dieser Tag in Großbritannien karnevalistisch mit Feuerwerk gefeiert.

Ernster sind da schon die politischen Probleme des deutschen Schicksalsmonats November 1923, die dem jungen Rudolf Augstein in die Wiege gelegt werden. Er ist ja, wenn auch in einer Phase des Waffenstillstands, mitten im dreißigjährigen Krieg der jüngsten Geschichte geboren. Die Schwierigkeiten, mit denen sich die deutsche Politik 1923 herumzuschlagen hat, haben viel mit dem verlorenen ersten großen Krieg zu tun, werden seine Jugend bestimmen und, in zeitgemäß veränderter Form, auch die ersten Lebensjahre des *Spiegel*-Chefs dominieren: galoppierende Inflation, das deutsch-französische Verhältnis, rheinischer Separatismus, schließlich der Hitlerputsch vom 9. November und seine Folgen, der mit dem Aufmarsch irregulärer bayerischer Kampfverbände an der thüringischen Grenze bereits vorbereitet wird.

An diesem 5. November 1923 meldet der *Hannoversche Anzeiger*, das kleine Einheitsbrot koste 42 Milliarden, ein kleines Brötchen 1,6 Milliarden Mark, doch in dem von Laves gebauten Opernhaus wird unverdrossen die „Fledermaus“ gespielt. Drei Tage später wird sich das Einheitsbrot schon auf 150 Milliarden, ein helles Brot gar auf 160 Milliarden verteuert haben. Frankreich hält das Ruhrgebiet besetzt, um deutsche Reparationen zu erzwingen, der passive Widerstand, mit dem die Deutschen antworteten, ist gescheitert und wurde inzwischen eingestellt. Im linksrheinischen Gebiet hat sich eine separatistische Bewe-

gung gebildet, die Rathäuser besetzt und, etwa in Kaiserlautern, die weiß-grün-rote Fahne einer „Freien Pfalz“ hisst, welche einer vom Reich losgelösten „Rheinischen Republik“ angehören soll. Der Reichskanzler heißt Gustav Stresemann, und er hat der Londoner *Times* ein langes Interview gegeben, das der *Hannoversche Anzeiger* an Rudolf Augsteins Geburtstag übernimmt. Frankreich habe, so beklagt sich Stresemann, entgegen allen feierlichen Versicherungen, den Deutschen im Rheinland die „separatistische Bewegung“ geradezu aufgezwungen; und genüsslich zitiert er in diesem *Times*-Interview das britische Blatt selbst, denn es habe die rheinischen Separatistenführer einmal das „größte Gesindel der Gegenwart“ genannt.

Der Altersunterschied zwischen den Geschwistern Augstein wäre größer kaum zu denken: Die älteste Schwester Anneliese, die später seinen ersten Sohn aufziehen wird, ist 15 Jahre, der einzige Bruder 14 Jahre älter als er, und als jüngere Schwester wird – als siebtes Kind der Familie – sechs Jahre nach ihm Ingeborg-Maria geboren. Da der große Bruder bald aus dem Haus ist und studiert, steht Rudolf als einziges männliches Wesen unter den Geschwistern im Zentrum aller Aufmerksamkeit, als Hahn im Korb genießt er viel Nachsicht und wird vor allem von den älteren Schwestern verwöhnt. Zart, klein, aber vollkommen harmonisch gewachsen, ähnelt er von Gestalt eher der Mutter, die knappe 80 Pfund wiegt und neben dem Vater winzig wirkt. Der war, so erinnert sich Schwester Ingeborg, ein „Schrank von einem Mann“, der fast zwei Zentner wog.

Natürlich wurde gespart, wo man sparen konnte, wie das eben in bürgerlichen Familien damals üblich war, vor allem den kinderreichen: Man trug die Kleider der Geschwister auf, die Erziehung war spartanisch, um Geburtstage wurde kein Aufhebens gemacht, über Geld nicht geredet und Disziplin groß geschrieben. Morgens um sieben Uhr hatte die ganze Familie angezogen am Frühstückstisch zu sitzen, und das galt auch, wenn die Kinder Ferien hatten. Die Augsteins wohnten in einer

7-Zimmer-Wohnung im ersten Stock des Mietshauses Podbielskistraße 310, das von Bomben verschont bleibt und in dem der junge Journalist Augstein die ersten Jahre nach dem Krieg noch wohnen wird. Es gibt – für große Mietwohnungen ist dies damals normal – nur ein Bad und eine Toilette für die ganze Familie. Die Sitten sind gutbürgerlich und sehr katholisch: Mittags wurden stets drei Gänge aufgetischt – Suppe, Hauptgang und Nachspeise –, vor und nach den Mahlzeiten sprach die Familie ein Tischgebet, und sonntags ging sie selbstverständlich zur Messe. Zwei Hausmädchen und eine Kinderfrau, die in Dachkammern im selben Hause wohnten, sorgten sich um Haushalt, Küche und Kinder, von denen jedes Klavier zu lernen hatte. Die Ausnahme machte nur Rudolf, der lieber sang, darauf bestand, gleich Harmonieunterricht zu nehmen und später oft sagen wird, er wäre am liebsten Dirigent geworden.

Offenbar wurde viel gelacht in der Familie: Die Schwestern sind „große Lacher vor dem Herrn“, notiert er später in ein Tagebuch; wegen des nicht enden wollenden homerischen Gelächters, das über Witz und Gegenwitz ausgebrochen sei, habe oft die Decke gezittert. In die Sommerferien reiste die Familie mit Riesenkoffern und Personal, vorzugsweise an die See, etwa nach Borkum. Viel spricht dafür, dass Rudolf Augstein eine sorglose und glückliche Kindheit gehabt hat, auch wenn er auf Fotos oft teilnahmslos wirkt. Einmal posiert der Fünfjährige, einen Blumenkranz um den Kopf und einen Apfel in der Hand, in einem langen, weißen Hemd als Weihnachtsengel. Ernst, gefasst und überhaupt nicht lustig blickt er drein, aber voilà: da steht er wie ein kleiner Prinz. Schon als Kind sei er Einzelgänger gewesen, so seine Schwester Ingeborg; er habe sich nie geprügelt wie andere Jungen seines Alters, sich früh hinter Büchern versteckt und: er sei oft krank geworden – wohl, um mehr Aufmerksamkeit bei der Mutter zu erregen.

Diese Mutter, die aus einer Bingener, bei den Augsteins ursprünglich nicht sehr angesehenen Kaufmannsfamilie stammt,

war zweifellos die beherrschende Person in der Familie. Anders hätte sie den Umzug von Bingen nach Hannover, mit damals schon drei Kindern, kaum durchsetzen können – in eine, wie sich bald zeigen sollte, ungewisse Zukunft zudem. Grund, so die Familienmär, sei ihre Befürchtung gewesen, dass sich ihr Mann in Bingen bei seinem Beruf notwendig zum Alkoholiker entwickle – er trank, und das war in seinem Milieu wahrlich nicht ungewöhnlich, mittags und abends je eine Flasche Wein. Nun fiel es Friedrich Augstein sicher nicht leicht, sich von der Heimatstadt am Rhein loszusagen, denn er, der die Weinhandlung seines Vaters übernommen hatte, zehrte vor allem von dessen Ansehen.

Die Vorfahren Rudolf Augsteins waren allesamt Handwerker aus Bingen und dem Rheingau, darunter Rheinschiffer und Schustermeister, vor allem aber Bäcker. Und einer dieser Bäcker, Franz Augstein – Rudolfs Urgroßvater – gründete eine Weinhandlung, die sein Sohn Joseph, der daraufhin offenbar den Beruf des Küfers erlernt hatte, schließlich übernahm. Wie so manche Handwerker und Kaufleute brachte es auch dieser Weinhändler und Küfer in der Gründerzeit zu stattlichem Besitz. Er verkaufte hochwertige und teure Weine aus Deutschland und Frankreich, vorwiegend an anspruchsvolle Privatkundschaft und die Gastronomie, zählte bald zu den Honoratioren der Stadt und führte, als Präsident der Binger Weinhändler, einmal eine Deputation zum Großherzog in Darmstadt an, um sich über die zu hohe Besteuerung zu beklagen. Seither stellten die Augsteins in Bingen etwas dar, und in späteren Erzählungen des *Spiegel*-Chefs wird dieser Großvater, den er übrigens persönlich nie kennen gelernt hat, zum Vorbild, ja, er gerät in der Familiensaga fast zur mythischen Figur. Es habe ihm „Sicherheit“ gegeben, sagt er einmal, „dass ich einen reichen, anerkannten Großvater hatte, der dem Großherzog sagen konnte: ‚Auf Ihren Kommerzienrat kann ich verzichten‘.“

Was die Mutter in ihrer Furcht vor Alkoholproblemen ihres Mannes bestärkt haben mag, ist vermutlich die Beobachtung, die sie bei anderen Weinhändlern gemacht hat, in deren Kreisen sie sich gut auskannte. Der Vater und Großvater ihres Mannes starben sehr früh. Ihr Schwiegervater litt an Diabetes und wurde gerade einmal 48 Jahre alt. Im Jahr 1902 musste deshalb Friedrich Augstein schon als 18-Jähriger die Weinhandlung in der Gaustraße zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder Wilhelm übernehmen. Beide Brüder verkauften dann 1913 ihre Anteile, indes als neues Gewerbe die Weinhandlung Joseph Augstein zunächst weitergeführt wird – aber als Inhaber zeichnet jetzt „Joseph Augstein Witwe“, die allerdings nach einigen Jahren ihr Geschäft an die Sekt-Firma Feist & Reinach verkauft. Wilhelm, ein begabter Cellospieler, geht nach Amerika, heiratet dort eine Sängerin und übernimmt eine führende Funktion bei der „Christian Science“-Sekte. Friedrich Franz Maria dagegen, der Vater Rudolfs, kauft von seinem Anteil, der vor dem Krieg ja in Goldmark ausgezahlt wurde, eine Fabrik für Fotowaren in Hannover.

Warum ausgerechnet Fotowaren und warum Hannover in der fernen Diaspora – das bleibt in der Familiengeschichte ungeklärt. Gewiss aber ist, dass ihm als Fabrikant kein großes Glück beschieden war. Von seinem Vater im Geschäft angelehrt, hat er nie eine ordentliche Berufsausbildung erhalten; so bleibt er in nahezu allem auf das Fachwissen und Können seiner Angestellten angewiesen und muss, um einen Konkurs abzuwenden, seinen Betrieb in den Jahren der großen Krise Ende der zwanziger Jahre für 35 000 Mark verkaufen. Ab 1930 schlägt er sich zunächst als Handelsvertreter durch, was der jüngere Sohn als deklassierend empfindet. Eine solche Existenz, wird Rudolf Augstein zu seinem Freund Martin Walser 1998 sagen, sei „entsetzlich“ und „erniedrigend“ und lobt Arthur Millers „Tod eines Handlungsreisenden“ als besonders „interessantes Werk“. Das mit dem Pulitzerpreis gekrönte Drama

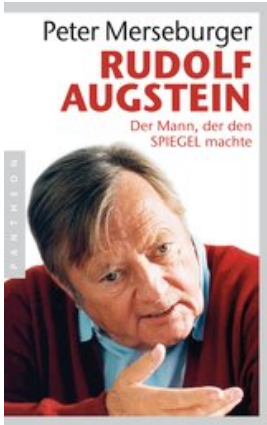
hat ihn beeindruckt, denn Miller stellt einen Handelsvertreter auf die Bühne, der es – ebenfalls – nicht zu Erfolg bringt, sich in Tagträume flüchtet und seinem Leben schließlich ein Ende setzt. 1938 eröffnet Friedrich Augstein dann die Firma „Photo-Augstein“ – Spezialität: „Hervorragende Vergrößerungen“ – in der Vahrenwalder Straße 39b, nicht weit von seiner Wohnung entfernt, die sein Sohn als einen „Foto-Klein-Emma-Laden“ in Erinnerung hat. Der ältere Bruder betreibt um diese Zeit bereits erfolgreich seine eigene Anwaltskanzlei in der hannoverschen Schillerstraße – beide Firmen werden erstmals im Adressbuch 1939 aufgeführt.

Als der Kollege Herbert Riehl-Heyse von der *Süddeutschen Zeitung* 1995 in seinem Buch „Götterdämmerung“ über die führenden deutschen Journalisten dem *Spiegel*-Herausgeber eine kleinbürgerliche Herkunft ähnlich der seines Gegners Franz Josef Strauß bescheinigt, reagiert Augstein höchst betroffen. Wenn er so etwas lese, werde er ganz „spießig“, beschwert er sich bei Riehl-Heyse; er stamme nun einmal „nicht so ganz“ aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Doch habe er sich „natürlich als junger Mensch nach der Wirtschaftskrise 1930 in solchen gut zurechtgefunden, indem ich etwa Produkte, die mein Vater als Handelsvertreter stapelte, mit dem Fahrrad austrug“. Und dann verweist er wieder auf den mythischen Großvater: Der sei zwar „ein Emporkömmling“ gewesen, „bediente aber immerhin eine aus Amerika importierte Hausorgel selbst und hatte einen eigenen Tennisplatz. Er war der reichste Mann in Bingen“. (Das scheint um einiges übertrieben: Unter 168 Weinhändlern, die es um die Jahrhundertwende in der Stadt am Rhein gab, war die Firma Joseph Augstein *eine* der größeren.) Augstein meint, dies alles spreche weder für ihn noch gegen Strauß: „Nur ist die Herkunft denn doch recht verschieden.“

Das frühere Zuhause am Rhein blieb auch in der hannoverschen Diaspora präsent: Die Augsteins feierten stets Karneval, ein großes Bild vom Mainzer Dom zierte den Empire-Salon;

Rudolf Augsteins Großmutter lebte bis 1943 in Bingen, wo die Familie noch zwei Häuser in der Gaustraße besaß; bis 1936 lebte dort auch eine Urgroßmutter – eine Französin, welche der Urgroßvater in zweiter Ehe geheiratet hatte und die ihm die Kinder nach dem Tod seiner ersten Frau Anna, einer Gastwirts-tochter aus Oppenheim, aufzog. Eine Blutsverwandte ist Leonide Alexina Leroudier also nicht, aber angeblich hat sie dem Urgroßvater das Panschen beigebracht, so der Spötter Augstein einmal, und damit den Aufstieg in den Kreis der Vermögenden in der Stadt am Rhein erst ermöglicht. Sie wurde 94 Jahre alt, und die Familie hat diese angeheiratete Urgroßmutter offenbar heiß und innig geliebt. Nicht zufällig erhielt Rudolf Augsteins älteste Schwester den Namen Anneliese Leonide, und er selbst schreibt in einem seiner wenigen erhaltenen Tagebücher anrührend von der „kleinen, grundgütigen Frau, die alles ein wenig französisch aussprach“ und immer „mit einer schwarzen Haube und schwarzer Handtasche auf dem Bahnsteig stand, wenn man sie besuchen kam“.

Klingt dennoch in der Geschichte vom Gepansche ein anti-französischer Akzent mit, wie ihn Kritiker beim Leitartikler Augstein später immer wieder monieren? Das mag in diesem Fall übertrieben sein. Doch sicher ist, dass die Augsteins schon wegen ihrer familiären Bande genau verfolgt, was nach dem verlorenen Krieg in Bingen geschah. Dort waren während der Rheinlandbesetzung von 1918 bis 1930 französische, ab 1925 britische, zuletzt wieder französische Truppen stationiert. Die Stadtchronik vermeldet neben Maßnahmen der Besatzer, welche die Ein- und Ausreise aus den besetzten Gebieten bis Ende 1923 unterbanden, zahlreiche Ausweisungen reichstreuer Binger Bürger, auch kam es, vor allem durch Kolonialtruppen aus Marokko, immer wieder zu Vergewaltigungen, Raubüberfällen und Wirtshausstreitigkeiten. Da wird ein Förster im Wald „meuchlings erschossen“, da ersticht ein Amokläufer einen Arbeiter, gleich mehrfach gehen betrunkene Soldaten mit Bajo-



Peter Merseburger

Rudolf Augstein

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-570-55078-6

Pantheon

Erscheinungstermin: Januar 2009

Der Mann, der den SPIEGEL machte

Rudolf Augstein war der einflussreichste Journalist der Nachkriegszeit. Peter Merseburger, bekannt für seine großartig erzählte Brandt-Biographie, legt nach jahrelangen intensiven Recherchen und Quellenstudien ein Lebensbild des SPIEGEL-Gründers vor, das den bedeutenden Publizisten in all seinen faszinierenden Widersprüchen zeigt.

Rudolf Augstein hat mit der Gründung des SPIEGEL im Jahr 1947 – da war er gerade 23 Jahre alt – nicht nur das erfolgreichste politische Magazin der Bundesrepublik geschaffen, er hat auch den politischen Diskurs des Landes über Jahrzehnte mitbestimmt. Die Geschichte des »Sturmgeschützes der Demokratie«, wie Augstein den SPIEGEL einmal ironisch nannte, ist auch eine Geschichte der Bundesrepublik.

Von vielen bewundert, von nicht wenigen gefürchtet, war Augstein eine faszinierende Persönlichkeit, unabhängig und kritisch, mit Witz und scharfem Verstand begabt. Politiker aller Parteien stießen sich ein ums andere Mal an seinem »Schmutzblatt«. Bei aller prinzipiellen Liberalität schwang jedoch immer ein konservativer Grundton mit, und wie Willy Brandt forderte er die deutsche Einheit, als andere sie längst aufgegeben hatten.

Peter Merseburger, Verfasser zweier großer Biographien über Kurt Schumacher und Willy Brandt, ist eine vielschichtige und einfühlsame Biographie dieser genialen und schwierigen Persönlichkeit gelungen.

- Peter Merseburger ist der führende Autor großer politischer Biographien
- Merseburgers Willy-Brandt-Biographie – ausgezeichnet mit dem Deutschen Bücherpreis